

12

Sherlock: Brainy is the new sexy – Liebe als Medienspiel



© BBC Worldwide/Quelle: Filmbild Fundus

Wie verführt man einen, nun ja, schwierigen Typen? Die britische Erfolgsserie *Sherlock* macht einen für die zeitgenössische Mediengesellschaft adäquaten Vorschlag: Das Herz eines Menschen erobert man, indem man sein Handy knackt – die Liebe wird im Zeitalter des Internets zum perfiden Medienspiel.

Steven Moffat und Mark Gatiss liefern mit ihrer BBC-Serie *Sherlock* eine gelungene Neuinterpretation der Detektivgeschichten von Sir Arthur Conan Doyle. Dabei verlegen sie nicht nur das Setting in das London der Gegenwart, sondern kreieren auch einen der Menschlichkeit entrückten Protagonisten. Der Sherlock Holmes 2.0 trägt Nikotinpflaster, ist SMS-Junkie, Popstar und hochfunktionaler Soziopath. Als lebende Denkmaschine löst er Fälle, ohne Emotionen zu zeigen. Seine asexuelle Aura ist jedoch trügerisch. Kaum ein anderer Held zelebriert die Lust am Denken in solch exzessiver Weise: Sherlocks Fetisch ist sein eigener Intellekt. Und wer anderes käme als Flirtobjekt in Frage als eine Frau, die geistig mit ihm mithalten kann? In der Folge *Ein Skandal in Belgravia* trifft der Meisterdetektiv auf die blitzgescheite Irene Adler – und zwischen beiden entfaltet sich eine hochspannende Liebesdramaturgie, die viel über die moderne Mediengesellschaft aussagt.

Dabei ist es natürlich prinzipiell keine leichte Aufgabe, einer so bekannten Figur wie Sherlock Holmes gerecht zu werden, doch Steven Moffat und Mark Gatiss ist eine kurzweilige und durchaus sehenswerte Serie gelungen. Ihr Sherlock Holmes ist ‚very british, indeed‘, ohne jedoch altmodisch zu wirken. Der von Benedict Cumberbatch gespielte Held streift nicht nur durch das London der Gegenwart, sondern ist auch sonst in jeglicher Hinsicht im Hier und

Jetzt angelangt. So wird Sherlock Holmes, als Internetphänomen inszeniert und avanciert, den schnelllebigen Medien sei Dank zu einer Art intellektuellem Popstar, dessen feingliedriges Gesicht zum Zielobjekt der Pressefotografen und der Smartphonekameras seiner Bewunderer wird. Dr. John Watson hat sein Tagebuch gegen einen Weblog eingetauscht und tippt die gelösten Fälle eifrig in sein Macbook, um sie dann für all die Fans des Ermittlerduos online zu stellen und zur Bestätigung des eigenen Egos die stetig steigenden Klicks der Website zu zählen (und ja, er gibt Sherlock klar zu verstehen, dass dieser unterhaltsame Weblog deutlich erfolgreicher als die spröde Website des Detektivs ist). Der bevorzugte Kommunikationsweg Sherlocks ist das Tippen von Kurznachrichten und bereits das sagt viel über ihn und die Generation Smartphone aus: Handys haben nicht nur, so die Serie, das Lösen von Kriminalfällen verändert, sondern auch zwischenmenschliche Verhältnisse. Sherlock ist mit seiner Aversion gegen Nähe nicht nur ein pathologisch anmutender Sonderling, sondern auf eine Art auch der Inbegriff eines bindungsängstlichen Mannes – und damit ist er nicht der einzige seiner Art. Wie Eva Illouz ausführt, ist die männliche Bindungsangst ein weit verbreitetes Phänomen und eine Begleiterscheinung moderner Ausdifferenzierungsprozesse. Während es früher üblich war, dass ein Mann um die Hand einer Frau warb, die sich, gemäß dem tugendhaften Verhaltenskodex, möglichst lange vor der Entscheidung zierte, ist es heute meist umgekehrt: Heiratswilligen Frauen stehen nur allzu oft bindungsängstliche Männer gegenüber. Warum? Weil für Männer, so Illouz, die sexuelle Freiheit den Status sichert.

„Emotionale Distanziertheit ließe sich als Metapher für eine männliche Autonomie verstehen, die mit der Trennung von Sex und Ehe nur noch realisierbarer wurde“ (Illouz 2011, S. 143).

Digitale Medien kommen in ihrer Funktion, Nähe herzustellen und zugleich Distanz zu wahren, dieser Ambivalenz von Nähe und Distanz prinzipiell entgegen. Nicht ohne Grund tippt also auch Sherlock wie ein Wahnsinniger: Es hilft ihm bei der Herstellung von Kontakt bei gleichzeitiger Distanzwahrung. Wie die Soziologin Sherry Turkle erklärt:

„Die Technologie ist verführerisch, wenn das, was sie anbietet, auf unsere menschlichen Schwachstellen trifft. Und wie wir wissen, haben wir viele Schwachstellen. Wir sind einsam, aber wir fürchten uns vor Nähe. Computergestützte Verbindungen und soziale Roboter suggerieren uns, unter Freunden zu sein, ohne die Anforderungen einer Freundschaft erfüllen zu müssen. Unser vernetztes Leben erlaubt es, sich voreinander zu verstecken, obwohl wir gleichzeitig alle an der virtuellen Nabelschnur hängen. Wir schicken lieber eine SMS als miteinander zu sprechen“ (Turkle 2012, S. 24).

Sherlock ist mit dem intensiven Einsatz neuer Medien auch eine der bislang wenigen Serien, die das Prinzip der Vernetzung zum zentralen Motor des Plots machen – ohne Handy und Internet lässt sich heute weder ein Gauner fangen noch eine Frau verführen. Die Anpassung an das Zeitalter der Digitalisierung mag ein Grund für den Erfolg der Serie sein. Die Hauptursache liegt allerdings im enigmatischen Cha-

rakter des Protagonisten. Cumberbatch interpretiert Sherlock Holmes auf eine so radikale und konsequente Weise als hochintelligente, jedoch sozial und emotional inkompetente Figur, dass das Rezeptionsvergnügen nahezu garantiert ist. In jeder Folge spielt nicht nur die bewundernswerte Genialität, sondern auch die Problematik des Intellekts eine Rolle. „Ich habe das schon immer angenommen: Liebe ist ein gefährlicher Nachteil“, sagt Sherlock Holmes einmal. Macht Intelligenz einsam? Ja, macht Intelligenz gar die Liebe unmöglich?

In der Serie sind die Emotionen Sherlocks ärgster Feind. Den tatsächlichen Widersacher braucht er wie der Süchtige die Droge. Kein Feind bedeutet: kein Fall, bedeutet zermürbende Langeweile. Gefühle jedoch sind Sherlock fremd. Und spürt er sie doch einmal, bekämpft er sie. Sherlock hüllt sich in eine Aura der Unnahbarkeit, mit dem Warmen, Herzlichen, dem Körperlichen und dem Sexuellen ist er nicht vertraut, auch wenn er beteuert: „Sex beunruhigt mich nicht.“ Und trotz alldem ist dieser Detektiv weit davon entfernt, dadurch seine erotische Strahlkraft einzubüßen. Vielmehr zelebriert der selbsternannte *consulting detective* eine Art intellektuelle Liebeskunst, wie es sie sonst innerhalb der televisionären Landschaft nicht gibt, ja *Sherlock* inszeniert eine Erotik des Denkens, die sich im restlichen Fernsehen nur schmerzlich vermissen lässt. *Sherlock* erinnert auf begrüßenswerte Weise daran, dass auch das Geistige erotisch sein kann.

Die Erotik des Intellekts wird in keiner Folge so deutlich in den Fokus der Handlung gerückt wie in besagtem *Skandal in Belgravia*, wo Sherlock auf die Domina Irene Adler trifft. Kurz zum Inhalt: Sherlock und Watson wer-

den von Sherlocks Bruder Mycroft, einem Mitarbeiter der britischen Regierung, in den Buckingham Palast einbestellt. Dort erfahren sie, dass Irene Adler intime Fotos von einem weiblichen Mitglied des Königshauses besitzt. Der Auftrag ist klar: Sherlock soll diese sicherstellen. Das Aufeinandertreffen der beiden ist der Auftakt zu einem reizvollen Machtspiel. Statt ‚Haut zeigen‘ gilt hier das Motto ‚Intelligenz beweisen‘. Nichts scheint für den Detektiv reizloser zu sein als der nackte Körper, den die Domina gerne präsentiert: Ohne auch nur ein Stück Stoff tritt sie Sherlock entgegen und wird für ihn somit ‚unlesbar‘. Er kann nichts von ihr ableiten und wird somit in seinem analytischen Grundhabitus der Deduktion gestört. „Ich stehe auf Detektive“, gibt sie Sherlock zu verstehen und provoziert ihn mit Aussagen wie „Sieh einer an, diese Wangenknochen. Da könnte ich mich ja schneiden, wenn ich Sie schlage“. Irene Adler ist nicht auf den Mund gefallen – das gefällt, denn die wahre Erotik geht alleine vom wachen Geist der beiden aus.

Auch wenn der homosexuelle Subtext zum selbstironischen Spiel der Serie gehört, führt Sherlock weder mit seinem Partner John noch mit sonst jemandem eine intime Beziehung. Seine Fixiertheit auf den eigenen Intellekt ist einerseits seinem Naturell geschuldet, andererseits lassen sich auch kompensatorische Züge darin ablesen. Sherlock ist kein asexuelles Wesen, er hat nur den Schwerpunkt seines Begehrens verlagert. In hochgradig narzisstischer Weise huldigt er seinem eigenen unübertrefflichen Geist, macht diesen zum Fetisch, an dem er sich ergötzen kann. Wer den Meister der Deduktion reizen will, muss es über den Intellekt tun. Wie passend, dass die Domina *denken* kann. Irene Adler ist nicht nur eine attraktive Schurkin, sondern auch

eine Frau – „*die* Frau“, wie Sherlock selbst bekennt – die ihm geistig gewachsen zu sein scheint. Wenn sich zwischen den beiden eine deutlich erkennbare Anziehungskraft entfaltet, so wird diese einzig durch ihr intellektuelles Wettstreiten befeuert. „Grips finde ich einfach sexy“ (im Original: „Brainy is the new sexy“), haucht die Domina und bringt damit das ganze Prinzip der Serie auf den Punkt. *Sherlock* lädt dazu ein, die Lust am Denken auch als erotische Lust zu verstehen – und Medien tragen immens zum Ausleben des intellektuellen Liebesspiels bei, indem sie Kommunikationswege ermöglichen, die es so zuvor nicht gab. Irene beispielsweise bombardiert den unnahbaren Detektiv geradezu mit SMS und da sie seinen Klingelton manipuliert hat, erhält er jede einzelne mit einem lasziven Stöhnen. Irenes Beharrlichkeit ist für all jene, die Angst vor virtueller Aufdringlichkeit haben, ein Grund zur Freude. Sie praktiziert das unerwiderte Flirten par excellence: Auf ihre mindestens 57 SMS (so viele hat Watson mitgezählt) antwortet Sherlock nicht. Sie schreibt ihm relativ banale Dinge wie „Guten Morgen, Mr. Holmes“, „Fühlen Sie sich besser?“, „Mir geht’s gut, falls es Sie interessiert“ und immer wieder fragt sie: „Gehen wir essen?“ *Sherlock* birgt durch die Inszenierung dieser Kommunikation, die über weite Strecken hinweg wie eine Einbahnstraße aussieht, heilsames Potenzial für alle, die unter virtueller Zurückweisung leiden. Denn wer sagt, dass man dem Objekt der Begierde nicht digital auf den Wecker gehen darf? Neueste Medien sind schließlich nicht zuletzt Emotionskanäle – was raus muss, muss und darf raus. Und sie sind großartiges Spielzeug, nicht zuletzt Sexspielzeug. Zumindest *Ein Skandal in Belgravia* zeigt: Stilvolle Beharrlichkeit kann sich letztlich lohnen.

Doch wie gesagt: Sherlock Holmes ignoriert die Anfragen der Domina zunächst geflissentlich. Er, der das angestaubte Image des Intellektuellen genauso behände wegfeigt, wie er seinen Mantelkragen hochschlägt, legt seine Attitüde der Coolness so gut wie nie ab. Und dazu gehört eben auch: Einer so heißen Frau wie Irene erstmal die kalte Schulter zu zeigen.

Sherlock kommt schließlich in den Besitz ihres Handys, das sie als „ihr Leben“ bezeichnet. Er hat jedoch den Entsperrungscode nicht. In der Jagd nach dem Code zeigt sich nun die narrative Pointe dieser Liebesdramaturgie: Wenn alles Relevante – tatsächlich das ganze Leben – in einem Handy liegt, so wird das Knacken des Entsperrungscodes zur Metapher für das Erobern des Intimsten, des Herzens. Und diese Metapher wird wiederum selbst zur Metapher für die Liebe im digitalen Zeitalter, die, um ein altes Sprichwort neu zu interpretieren, nicht mehr durch den Magen, sondern über das Smartphone geht.

In Sherlock jedoch wird das Herz noch über den Umweg des Intellekts erobert. Das sexuell aufgeladene Machtspiel zwischen Sherlock und Irene Adler spitzt sich immer mehr zu. Im Showdown mit der Domina zeigt der Detektiv nochmals seine berechnende Art. So kommt es in einem dezidiert romantischen Setting, einem Kaminzimmer, zu einem der seltenen und kurzen Momente der körperlichen Nähe, als Irene Adler zu Sherlock spricht, er ihren Arm ergreift und seine Finger verdächtig nahe der Pulsschlagader platziert. Der Anflug von Intimität entpuppt sich jedoch als kalkulierter Schachzug des Detektivs, wie folgender, später stattfindender Dialog zeigt:

Sherlock Holmes: „Gefühle sind ein chemischer Defekt, der auf der Verliererseite zu finden ist.“

Irene Adler: „Gefühle? Wovon reden Sie bloß?“

Sherlock Holmes: „Von Ihnen.“

Irene Adler: „Ach du großer Gott, Sie armer Mann. Sie denken doch nicht wirklich, dass ich an Ihnen interessiert war. Wieso? Weil Sie der große Sherlock Holmes sind? Der clevere Detektiv mit dem lustigen Hut?“

Sherlock Holmes: „Nein. Weil ich Ihren Puls genommen habe.“

Die Chemie der Liebe sei simpel und destruktiv, so Sherlock. Er und Irene Adler finden auf eine bizarre, aber faszinierende Art und Weise zueinander, indem sie beide die Pervertierung von Herz und Intellekt provozieren. Die Ablehnung des Emotionalen erfordert zwangsläufig die Hinwendung zum Intellektuellen. Die Intimität, die Irene Adler und Sherlock teilen, resultiert aus ihrer intellektuellen, nicht körperlichen Verbindung. Wenn es zur Penetration kommt, so nur zu einer geistigen: Die hierbei erfahrene Ekstase steht der eines sexuellen Höhepunktes jedoch in nichts nach. Erobert werden muss im ersten Schritt nicht mehr das Herz, sondern der Geist. Im Schlussdialog mit Irene Adler beweist er ihr endgültig seine intellektuelle Überlegenheit und thematisiert noch einmal die Überblendung von Intellekt und Herz:

Sherlock Holmes: „Bei unserer ersten Begegnung sagten Sie, dass Verkleidung immer ein Selbstporträt ist, wie wahr. [...] Aber das hier [das Handy, D. O.], das ist weit intimer, das ist Ihr Herz und das sollte niemals Ihren Kopf regie-

ren lassen. Ich hab das schon immer angenommen, Liebe ist ein gefährlicher Nachteil. Danke für den endgültigen Beweis.“

Irene Adler: „Nichts von dem, was ich gesagt habe, ist wahr. Ich habe einfach nur gespielt.“

Sherlock Holmes: „Ich weiß. Und jetzt gerade verlieren Sie.“

Doch reicht die Erkenntnis, den anderen geistig besiegt zu haben? Ist dies Eroberung, Genugtuung, Befriedigung genug? Nicht ganz. Das Knacken des Handycodes ist schließlich mehr als nur ein Mindfuck, mehr als eine Sexualmetapher. So ist das Handypasswort der Domina – I am SHERlocked – zwar ein gewieftes Wortspiel, letztendlich aber doch ein emotionales Liebesversprechen. Und was für eine Liebe das sein muss.

Literatur

Illouz, E. (2011). *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.

Turkle, S. (2012). *Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern*. München: Riemann.

Lieben, Leiden und Begehren

Wie Filme unsere Beziehungen beeinflussen.

Hollywoods geheime Liebesbotschaften entschlüsselt

Otto, D.

2018, XIX, 299 S. Book + eBook., Softcover

ISBN: 978-3-662-54812-7